

dtv

Wenn Rafik Schami einen Literaturpreis erhält, dann nutzt der inzwischen zum Bestsellerautor gewordene Erzähler solche Anlässe, um über seine Arbeit nachzudenken und uns daran teilhaben zu lassen. Doch auch der Dank des Dichters gerät unweigerlich zu Geschichten, die jeweils weitere provozieren, und plötzlich sind wir mittendrin und treffen auf so gute alte Bekannte wie Onkel Salim...

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in 22 Sprachen übersetzt. Lebt in der Pfalz.

Rafik Schami

Vom Zauber der Zunge

Reden gegen das
Verstummen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Januar 1998
4. Auflage Mai 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1996 Rafik Schami
Erstveröffentlichung: Frauenfeld 1991
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Root Leeb
Satz: Offizin Andersen Nexö Leipzig GmbH
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-12434-8
ISBN-10: 3-423-12434-2

**Für Isabelle und Markus,
meine Oase in Zürich**

Wie
eine wundersame Frau
beim Zuhören
jünger wird

Die Stiftung des Adelbert-von-Chamisso-Preises und des angeschlossenen Förderpreises ist ein kleiner Schritt zur Anerkennung der Gastarbeiterliteratur und der Südwindgruppe, denen ich verbunden bin. Alle fruchtbaren Schritte sind klein. Durch diesen Schritt wird hoffentlich ein Stück der Mauer abgetragen, die unsere Literatur lange Jahre umgab.

Diese paar Sätze schrieb ich, als ich die Rede vorbereitete. Ein Haufen Zettel lag auf dem Tisch im Arbeitszimmer. Bücher über Identität, über Literatur von Minderheiten und über Märchen lagen teils aufgeschlagen, teils aufgestapelt auf dem Boden. Mein Plan sah vor, zwei Wochen vor

der Veranstaltung die Rede zu schreiben, sie dann zu korrigieren und zu straffen. Alles muß sitzen, präzise und knapp, sagte der Chemiker in mir. Alles muß sich listig in die Köpfe einschmuggeln, sagte der Orientale in mir.

Knapp, präzise und listig – eine dreifache Belastung also.

Ein bisher nicht genau definierter Virus, so ein kleines Ding, warf mich eine Woche ins Bett und brachte noch mehr Staub über die Zettel und Bücher. Ich schwitzte nicht wegen des Honigtees, ich schwitzte wegen der Vorstellung, hierherzukommen und aus Verlegenheit einen Quark als Dank zu sagen.

Ich mag wie Tucholsky keinen Quark.

Eine wichtige, nicht aufschiebbare Reise nach Hamburg verschlang weitere fünf Tage. Soll ich die vier Lesungen in den Schulen absagen? Ich entschied mich hinzugehen, nicht nur weil ich Kinder liebe, sondern weil ich erfuhr, daß die zehn- bis zwölfjährigen Schüler trotz 10000 Fernsehstunden noch nie mit einem Schriftsteller gesprochen hatten, geschweige denn mit einem Gastarbeiterautor.

Ich tröstete mich damit, daß ich auf der langen Fahrt im Zug schreiben könne. Immerhin sind es sieben Stunden hin und sieben zurück. Ich kann im Zug gut arbeiten, wahrscheinlich deshalb, weil die Schwebelampe im Zug meine Situation am besten wiedergibt. Außerdem ist es in deutschen Zügen sehr ruhig, ruhiger als in den Kirchen bei uns – jedoch nicht jetzt, wo ich es brauchte: Ein alter Schauspieler unterhielt mich von Mannheim bis Hamburg. Er erzählte traurig von Kindern, die nicht einmal im Theater lachen, auch nicht mehr an Stellen, wo sie früher Tränen gelacht haben. Ich versuchte immer wieder mit irgendwelchen Phrasen abzublocken, aber der alte Mann ließ sich damit nicht abspeisen.

Die Lesung in den Klassen war für mich eine Bereicherung, aber am letzten Abend in Hamburg ergriff mich wieder die Unruhe. Es sind nur noch zwei Tage bis zum Auftritt.

Aber du hast noch eine lange Fahrt nach Heidelberg, sagte ich und malte mir in meiner Phantasie das Bild meiner Einmauerung im Raucherabteil aus. Niemand, und sei es die Königin von Saba, wird mich verführen, von meinem Arbeitsheft

aufzuschauen. Ich wählte ein leeres Abteil und breitete meine Bücher aus. Mit dem Mantel und der Aktentasche tauschte ich die Belegung von zwei Plätzen vor, mit meinen langen Beinen machte ich jedem Vorbeigehenden die Qualen eines Gegenübersitzens klar. Das wirkte. Als der Zug mit einem gewaltigen Ruck anrollte, atmete ich erleichtert auf: allein im herrlich schwebenden Arbeitszimmer. Ich betrachtete den Haufen Zettel. Die Idee war ausgereift. Ich griff zum Stift und schrieb: «Unsere Literatur ist in ihrer lebendigen, vielfältigen Form und in ihrem Inhalt ein Angebot an die Mehrheit. Sie plädiert für eine multikulturelle Gesellschaft, in der anstelle des nationalen Chauvinismus eine gegenseitige Bereicherung der Kulturen stattfindet. Wir, die Minderheit, müssen das Angebot machen. Das ist unsere Aufgabe. Eine Mehrheit macht, außer mit den Ausnahmen einer Revolution, kein Angebot. Sie ist bequem.» Ich machte eine Klammer auf und schrieb darin PoLiKunst, das ist unser Verein für Schriftsteller(innen) und Künstler(innen), in dem über fünfzehn Nationalitäten vertreten sind. Ich schrieb nach PoLiKunst die Worte: «Ein

Mikrobeispiel der Machbarkeit vom Zusammenleben verschiedener Kulturen.» Ich wollte gerade die Klammer schließen, als eine Stimme mich erschreckte: «Na ja! Präzis und kurz vielleicht, aber wo ist die List?»

Ich drehte mich um und sah eine alte Frau über mich gebeugt wie ein Olivenzweig.

«Wie wußten Sie von der List, wie kamen Sie überhaupt herein?» fragte ich etwas verdutzt.

«Hast du nicht geschrieben: nicht die Herkunft ist am Menschen wichtig, sondern sein Dasein?»

«Ja», antwortete ich.

«Na also!» sagte die Frau, sie stupste mich mit dem Stock, und ich zog meine Beine zurück. Sie setzte sich mir gegenüber. «Was schreibst du?»

«Ich muß kurz ein paar Gedanken über meine Arbeit aufschreiben, so zum Beispiel, warum ich am liebsten Märchen schreibe.»

«Laß das Warum und *erzähle* mir doch ein Märchen. Erzählen ist dein Beitrag. Dem Warum nachzurennen ist eine Rechtfertigung. Erzähle listig und präzise, aber langsam. Das Ohr ist durch das Auge taub geworden.»

Die Worte der Frau erinnerten mich an eine alte Weisheit der Araber, die früher gültig war: «Das Auge ist die Schaufel der Sprache.» Heute ist es eher ein Hammer für das Ohr.

«Ich habe keine Zeit», sagte ich und schaute in mein Heft, «morgen muß ich fertig sein.»

«Aber warum erschlägst du das Heute mit dem Kummer von morgen? Reicht es nicht, daß wir im IC schneller fahren als die Hexen je durch die Luft sausten? Erzähle doch! Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen werden. Aber ich werde dir danken, daß du mein Leben um ein Märchen reicher gemacht hast.»

Ich schaute die Frau an und sah das gütige Gesicht meiner Mutter, die ich in meiner Fremde vermisse. Ich erzählte der Frau mein neuestes Märchen:

Der Kameltreiber von Heidelberg. Ein satirisches Märchen über die feine Kunst der Kameltreiberei, die nur annähernd von der Aquarellmalerei erreicht wird.

Während ich erzählte, geschah etwas Wunderbares. Je weiter die Geschichte fortschritt, um so jünger wurde die Frau. Ab und zu wurde sie wieder alt. Als der Zug in Hannover einfuhr und die

Geschichte zuende ging, hörte mir ein zehnjähriges Mädchen zu.

«Die Stellen, an denen ich alt geworden bin», sagte sie, «die streichst du durch.»

Sie schwieg eine Weile und schaute mich an. «Was sagen die andern?»

«Manche sagen, es ist gut, daß alte, bewährte Erzählstrukturen wieder neu entdeckt und verändert werden. Manche aber gehen nach Heidelberg und prüfen nach, ob es dort je einen Kameltreiber gegeben habe. Andere wiederum fragen sich laut, warum ich häufig das Präteritum und nicht das notwendige Plusquamperfekt benutze. Sie kommen dann durch *belegte* Aussagen zu haarsträubenden Urteilen über meine Sprache und die meiner Freunde.»

«Aber sie prüfen nicht», zürnte die Frau, «ob es Amerika nicht gibt, wie Peter Bichsel erzählte, oder ob Cassandra tatsächlich das sagte, was Christa Wolf so schön webte. Ist Wahrheit meßbar?»

Beinahe hätte der Chemiker in mir zugestimmt. «Nein», sagte ich, «sie muß fühlbar sein. Aber darum geht es nicht. Es geht darum, daß wir, die Gastarbeiterautoren, aus dem heiligen Ge-

bäude der Literatur einen offenen Garten gemacht haben. Einen, der viele Stimmen, Düfte, Stacheln und Farben hat.»

Ein reges Gespräch entwickelte sich bis Frankfurt. Wir sprachen über die Betroffenheit, nicht im sozial-bürokratischen Sinn, sondern von der Einmaligkeit der erlebten und durchlebten Augenblicke, die unsere Erfahrungen ausmachen, die weder durch guten Willen noch durch Anstrengungen nachzufühlen sind.

Plötzlich sagte die Frau: «Weil ich deine Märchen liebe, möchte ich von dir erfahren, wo du sie einordnest und wie du sie benennen willst.»

«Meine Märchen», sagte ich, «sind ein Bestandteil der Gastarbeiterliteratur. Da sie auf Deutsch erscheinen, sind sie eine deutschsprachige Gastarbeiterliteratur.»

«Aber warum so umständlich, warum nicht einfach <deutsche Literatur>? Noch etwas: Ist es nicht schade, wenn dadurch eine Spaltung zwischen euch und der deutschen Arbeiterliteratur hervorgerufen wird? <Gastarbeiter> schließt ja auch die Exilliteratur aus.»

«Also», antwortete ich, «die Welt wäre viel

ärmer, wenn sie nur noch aus Deutschen und Nichtdeutschen bestehen würde. Wir sind viel lebendiger und stolzer, als daß wir durch die Negation der Deutschen definiert werden. Zweitens, weil ich diese Literatur liebe, will ich sie vor einer verdächtigen Nachlässigkeit bewahren. Sie ist weder Exil- noch Arbeiterliteratur, weder den Themen noch der Form nach. Die Deutschen müssen mit und von uns lernen, daß es genau wie die englisch- und französischsprachige auch eine deutschsprachige Literatur von Fremden gibt, eine solche Definition trägt unserer Autonomie Rechnung.

Die Frau merkte meine Unruhe, als wir Darmstadt erreichten. Ich erklärte ihr den Grund meiner Unruhe. Ich habe weder über meine Erfahrung in der Literaturgruppe Südwind, noch über das Außenseiterthema meiner Kinderbücher, das mich mein Leben lang begleitet, noch über die Wut gegenüber der Literaturkritik in diesem Land geschrieben.

«Du hast es oft gesagt und geschrieben. Mußt du unbedingt das Ganze nochmals sagen? Ich erzähle dir lieber bis Heidelberg ein kurzes Mär-

chen. Ich gebe dir das Märchen, wenn du es an mehr als fünfzig Zuhörer weitergibst – es ihnen nicht vorliest, sondern erzählst.»

Die Frau begann zu erzählen, und ich vergaß die Zettel und den Zug. Ich hörte ihre Stimme immer deutlicher, und von Satz zu Satz kam sie mir älter vor. Kurz vor Heidelberg war das Märchen vom Wald und dem Streichholz zu Ende.

Ich beeilte mich, meine Zettel und meine Zigaretten in die Aktentasche zu werfen, umarmte die Frau und eilte aus dem Zug.

In Verehrung dieser Frau, und weil ich das Märchen behalten will, erzähle ich es Ihnen:

Der Wald und das Streichholz

*E*s war einmal ein großer Wald. Hunderte von Pinien lebten stolz und mit erhobenem Haupt neben drei Olivenbäumen, die klein und schwächlich, aber nicht weniger stolz waren.

«Was interessiert es uns, daß die Pinien weit sehen? Sie sind nur hochmütig, und vom schwächsten Wind werden sie hin- und hergeschaukelt.

Wir sind tief verwurzelt, und auf dem Boden entgeht uns nichts», dachten die Olivenbäume.

Aber die Pinienbäume interessierten sich kaum für das, was auf dem Boden geschah. Sie waren stolz auf ihren weiten Blick.

Ab und zu stritten die Nachbarn, was besser sei: Oliven oder Pinienkerne.

«Wir geben den Armen die Nahrung. Euch braucht der Mensch höchstens als Verzierung mißlungener Gerichte», höhnten die Olivenbäume.

«Die wertvollsten Früchte tragen wir. Eure sind schmierig und ranzig», antworteten die Pinien.

Da sich die Nachbarn nicht aus dem Weg gehen konnten, waren sie sehr höflich zueinander, wenn sie sich grüßten.

Eines Tages sahen die Olivenbäume ein Streichholz auf dem Boden liegen. Das Streichholz flüsterte den Olivenbäumen zu: «Habt keine Angst, ihr bescheidenen, gütigen Olivenbäume. Ich will nur die Pinien anzünden. Die Pinien haben die Pappel, meine Mutter, beschimpft; ich will sie rächen.»

Zwei Olivenbäume sagten: «Was geht uns das an? Das Streichholz will ja nur die Pinien anzünden, und die sind wirklich hochnäsig.»

Der älteste Olivenbaum mit dem knorrigem Gesicht sagte: «Das Streichholz ist gemein». Und er rief den Pinien zu: «Holt den Wind! Holt die Wolken! Laßt sie regnen und dieses gemeine Biest zerstören.»

Die Pinienbäume lachten höhnisch. «Was kann schon ein Streichholz anrichten, der erbärmliche Sohn einer dämlichen Pappel?» Einige Pinien aber dachten: «Wenn es brennt, brennen die kleinen, häßlichen Olivenbäume ab. Dann holen wir die Wolken und löschen das Feuer. Dann verteilen wir unsere Kerne in die entstandene Lichtung – und wir, die aufrechten Pinien, sind unter uns!»

Der alte Olivenbaum reckte seine Zweige gen Himmel und versuchte den Wind und die Wolken herbeizurufen. Aber seine Arme waren kurz und starr, und er konnte weder Wind noch Wolken erreichen.

Als die Sonne schien, rollte sich das Streichholz unter eine Glasscherbe, die in der Nähe lag. Nach einer Weile loderte eine kleine Flamme auf. Das